

Aufzeichnungen der Veranstaltung

GORILLAS, GIRLS, GENDER & GAP – 26. OKTOBER 2016

Ort: Bildhauerwerkstatt im Kulturwerk des bbk berlin, Osloer Straße 102, 13359 Berlin

Zeit: 19.10 bis 21.00 Uhr

notiert von Martin Schönfeld

Sandra Becker - Begrüßung:

Herzlich Willkommen in der Bildhauerwerkstatt. Wir freuen uns, dass so viele erschienen sind und dass die Veranstaltung statt findet, dass Prominente unter uns weilen: Regina Seidel vom Landesfrauenrat, die Frauenbeauftragte der Universität der Künste, Hergen Wöbken vom Institut für Strategieentwicklung, Hannah Kruse von Goldrausch Künstlerinnenförderung, und Anette Gödde und Heike Gallmeyer, die die Zahlen zur Verfügung gestellt haben. Wir befinden uns in der Bildhauerwerkstatt. Die Bildhauerwerkstatt ist eine der Werkstätten des Kulturwerks des bbk berlin. Die Werkstätten haben einen institutionellen Auftrag, dass die Künstler in der Breite gefördert werden, direkt am Produktionsort. Das Kulturwerk hat noch weitere Einrichtungen, das Atelierbüro für eine nachhaltige Standortsicherung in der Bildenden Kunst. Der bbk berlin ist bekannt als Motor für die Durchsetzung von Fair Pay Ausstellungshonoraren, die in Berlin eingeführt worden sind. Bedanken möchten wir uns bei dem bildungswerk, das die Veranstaltung organisiert hat, beim bbk berlin, seinem Geschäftsführer Bernhard Kotowski, beim Vorstand des bbk berlin, sie alle zusammen haben die heutige Veranstaltung ermöglicht.

Zum Einstieg in das Thema: Der Equal Pay Day thematisiert die gleiche Bezahlung von Frauen und Männern, und findet immer an dem Tag statt, an dem die Frauen so viel verdient haben wie die Männer, deshalb verschiebt er sich jedes Jahr und ist aber noch weit entfernt vom Einstand. Die Bildende Kunst ist eine unterbezahlte Branche mit hoher gesellschaftlicher Anerkennung, vergleichbar den sozialen Berufen. Der Gender Gap in der Bildenden Kunst ist als Thema nicht neu. Neu ist, dass der bbk berlin mit der Veranstaltung einen Auftakt gibt. Natürlich gibt es die Gedok, die Frauenbeauftragten, und wir sind dankbar, dass es das schon alles gibt. Der Einstieg hier ist die miserable wirtschaftliche Situation von Künstlerinnen, das betrifft vor allem die Frauen und unter diesen besonders die Alleinerziehenden. Eine neue Studie des Deutschen Kulturrats hat dafür belegbare Zahlen. Ich möchte noch auf ein paar praktische Dinge hinweisen, die Toiletten befinden sich hier rechts, für Menschen ohne Deutschkenntnisse gibt es eine englische Flüsterrunde. Es gibt einen Hashtag #fairpaykultur, und wir freuen uns, wenn es bald getwittert und gepostet wird. Jetzt übergebe ich an die zweite Vorsitzende des bbk berlin, an Cornelia Renz.

Cornelia Renz:

Vielen Dank für die einleitenden Worte. Herzlich Willkommen, es freut uns sehr, dass sie alle da sind. Bis zur Gleichberechtigung sind es noch 170 Jahre, das war heute in der Presse zu lesen. Die wirtschaftliche Gleichstellung ist noch weit entfernt. Wir haben das Podium, wir werden die Wartezeit bis dahin verkürzen. Wir freuen uns, dass das Podium so kurzfristig zustande kam. Alles begann auf dem Forum FidAR VIII, dort wurde auch die Studie des Deutschen Kulturrats angesprochen, spontan sprachen wir mit Uta Zech. Wir sprachen mit Frau Schulz-Strelow und Frau von Falkenhausen, sie sprachen ihre Unterstützung aus und alle sicherten uns umgehend ihre Gesprächsbereitschaft und Unterstützung zu. Die Gleichberechtigung von Frauen und Männern wird vor allem im Unternehmensbereich diskutiert. Aber in Hinblick auf Kunst und Kultur, die gerne eine gesellschaftliche Avantgarde spielen, kaum und damit tun sie sich keine Ehre. So ist das in der Studie des Deutschen Kulturrates ausgewiesen. Die anwesenden Frauen haben mit ihren Verbänden und Organisationen erste Erfolge vorzuweisen. Wir Bildende Künstlerinnen wollen gerne von ihnen lernen. Von ihnen allen wurde eine spontane Unterstützung angeboten, dass ich hoffen kann, dass sie uns auch über das Podium hinaus unterstützen wollen.

Ich danke dem Verband und allen Mitarbeitern, dass das Podium in der Kürze der Zeit stattfinden konnte. Ich danke dem Verband selbst, denn wir sind ja kein Frauenverband, dennoch fand die Veranstaltung sofort Unterstützung. Die Bereitschaft war spontan bei allen Geschäftsführern und bei allen MitarbeiterInnen vorhanden, und so soll es auch sein, Geschlechtergerechtigkeit ist keine Einbahnstraße. Geholfen hat auch, dass mit Heidi Sill das erste Mal in der Geschichte des bbk berlin eine Frau die Vorsitzende des Verbandes ist.

Ich stelle nun kurz das Podium vor. In einer ersten Runde wende ich mich mit spezifischen Fragen an die Podiumsteilnehmerinnen, dem schließen sich allgemeine Fragen an alle an, die auch eine breite Diskussion ermöglichen.

Heidi Sill, Du bist Vorsitzende des bkk berlin. Berlin ist die Hauptstadt der Bildenden Kunst, 20 Prozent aller Künstler in Deutschland leben in Berlin. Das Durchschnittseinkommen der Künstler liegt bei knapp 1.000 Euro. Der bkk berlin hat sich für Ausstellungshonorare eingesetzt. Dabei geht es nicht um Almosen, sondern um eine faire Bezahlung für Leistungen. Bei der Vorbereitung der Veranstaltung haben wir die Zahlen der Künstlersozialkasse von 2012 bis 2015 zur Situation der Bildenden Künstlerinnen in Berlin angeschaut. Der Gender Gap ist in Berlin negative Spitze.

Gabriele Schulz ist seit 2008 stellvertretende Geschäftsführerin des Deutschen Kulturrats, Mitautorin der Studie „Frauen in Kultur und Medien“, die erste Lösungsansätze aufzeigt. Die Staatssekretärin Monika Grütters reagierte auf diese Studie mit der Einrichtung eines Arbeitskreises. Der Deutsche Kulturrat selbst reagierte auf die Studie damit, dass er in Zukunft selbst ein gutes Beispiel geben und Jurys geschlechtergerecht besetzen möchte. Auch an seine Mitglieder gab er die Aufforderung, in Zukunft die Gremien geschlechtergerecht zu besetzen.

Helga Lukoschat, haben wir eingeladen als Mitglied der Initiative Frauen in die Aufsichtsräte FidAR e.V., ist sie doch auch Vorstandsvorsitzende der Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft Berlin, die sich für die Förderung des weiblichen Führungsnachwuchs einsetzt. Sie kann mit Expertise zu den Softskills sprechen, worin sich das Karriereverhalten von Frauen und Männern unterscheidet. Sie können auch konkret über FidAR sprechen. FidAR fordert eine gesetzliche Geschlechterquote von jeweils mindestens 30 Prozent von Frauen in den Aufsichtsräten. Aktuell sind 27,3 Prozent mit Frauen besetzt seit 2016.

Maria Mohr spricht für „Pro Quote Regie“, einem Zusammenschluss von Filmschaffenden mit dem Ziel der Gleichstellung von Frauen im Filmberuf. Die Schiefelage der Beschäftigung von Frauen im Filmgeschäft verdankt sich dabei auch der stereotypen Rollenbilder vor und hinter der Kamera. Sie fordern eine Quote in der Kultur, eine paritätische Besetzung aller Entscheidungsgremien im Fernseh- und Filmbereich, mindestens 30 Prozent in fünf Jahren, und 50 Prozent in zehn Jahren. Heute ist es so, dass fünf Jahre nach dem Hochschulabschluss 100 Prozent der Männer im Beruf sind, Frauen dagegen nicht. Im Rahmen der Novellierung des Filmfördergesetzes möchte Pro Quote Regie Einfluss in Richtung der Gleichstellung nehmen.

Uta Zech ist Vorsitzende von Business and Professional Women in Berlin, das sich das Ziel gesetzt hat, alle Frauen in der Entwicklung beruflicher Perspektiven zu unterstützen. Sie brachten 2008 den Equal Pay Day nach Deutschland. Der Equal Pay Day markiert symbolisch den geschlechtsspezifischen Unterschied von 21 Prozent in der Bezahlung von Männern und Frauen. Der Equal Pay Day ist der Tag, bis zu dem Frauen umsonst arbeiten im Vergleich zu den Männern. Dieses Jahr war das der 19. März. Die Einigung der Großen Koalition auf ein Entgelttransparenzgesetz gibt ein Informationsrecht darauf, was die Kollegen verdienen. Uta Zech kann über die Frauenförderung und die Entgeltgerechtigkeit berichten.

Ich freue mich, dass wir Frauen auf dem Podium haben, die Erfolge haben. Es gibt viele Erfolge. Die Geschlechtergerechtigkeit ist ein Thema, das sich nicht mehr aus der Politik weg denken lässt. Jetzt möchte ich einsteigen in die erste Runde

Heidi Sill, Du hast das erste Wort. Das Durchschnittseinkommen der Berliner Künstler liegt bei 1.000 Euro, das der Künstlerinnen aber nur bei 660 Euro. Wie erklärt sich diese große Lücke in den Einkommen, was für spezielle Herausforderungen haben wir in der Bildenden Kunst?

Heidi Sill: Vielen Dank, schönen Dank, ich freue mich besonders, dass das hier in der Bildhauerwerkstatt stattfinden kann. Ich bitte um Verständnis fürs Vorlesen. Künstlerinnen gehen einem gesellschaftlich anerkannten Beruf nach, sie werden aber für die künstlerische Arbeit nicht angemessen bezahlt. Das Gesetz des freien Marktes unterstützt das Bild der freien Künstler mit minimaler Absicherung, denn nur, wenn du hart arbeitest, dann kannst du das schaffen. Heidi Gallmeyer und Anette Gödde haben die Studie „Frauen malen nicht so gut“ vorgelegt und sich damit beschäftigt. Der bkk berlin als Verband der Künstlerinnen und Künstler strebt Strukturveränderungen an. Es gilt die Basis zu schaffen, damit Künstlerinnen in den Werkstätten arbeiten können, damit es zu einer tiefgreifenden Veränderung kommt, der Anerkennung der künstlerischen Arbeiten. Eine erste wichtige Veränderung waren die Ausstellungshonorare in Berlin als erstem Bundesland. Wir möchten, dass sich das auf alle Künstlerinnen ausweitet, auf alle Institutionen, die staatlich gefördert werden in Berlin. Die Künstlerinnen stehen auf einer niedrigen Stufe der gesellschaftlichen Akzeptanz, abgesehen von den wenigen hoch angesehenen Künstlerinnen. Die Auswertung des bisherigen Zahlenmaterials hat uns geschockt: besonders für Künstler in Berlin, denn im Bundesvergleich verdienen sie 15 Prozent weniger als anderswo. Diese existentiellen Unterschiede, das möchten wir angehen.

Cornelia Renz: Frau Schulz, welche Ansätze sind sinnvoll für Bildende Künstlerinnen? Wir Künstlerinnen haben es mit einem privatwirtschaftlichen Kunstmarkt zu tun, der auf Autonomie pocht.

Gabriele Schulz: Ich bin optimistisch, das Glas ist eher halb voll als leer. Es ist ein weites Feld, das die Studie untersucht, zum Beispiel Werke von Künstlerinnen bei der Art Cologne, die Bühnenstücke von Frauen. Auf der Art Cologne 1994 waren es noch 14 Prozent, 2014 sind es 30 Prozent gewesen. Das ist immerhin eine kleine Tendenz nach oben, ein gewisser Aufwärtstrend, der in der Bildenden Kunst sogar stärker ist als in anderen Kunstsparten. Beispiel Bühnenkünstler, es gibt einen Aufwärtstrend auch bei Autorinnen, der aber nicht so stark ist wie bei den Bildenden Künstlerinnen, ein Aufwärtstrend, der positiv ist. Was kann man machen, welche Empfehlungen haben die Autorinnen der Studie ausgesprochen? Wo die öffentliche Hand tätig werden kann? Der Kunstmarkt ist privatwirtschaftlich und in kleinen Unternehmen organisiert. Das sind alles keine Börsennotierten Unternehmen, das sind kleine Unternehmen. Alle Ansätze, die es in der politischen Diskussion gibt, greifen hier nicht. Es gibt keine Empfehlungen in petto, Galerien sollten so viele Werke von Frauen und Männern ausstellen. Empfehlungen können sich aber richten an die Initiative Kulturwirtschaft, die Rahmenbedingungen in der Kulturwirtschaft zu verbessern und damit den Markteintritt zu erleichtern. Die Initiative ist ein Ansatzpunkt, speziell Künstlerinnen diesen Markteintritt zu ermöglichen. Das sind Forderungen in dem Bereich. Wir haben Bundesdaten ausgewertet, danach gibt es eine Einkommensdifferenz von insgesamt 27 Prozent. Im Unterschied dazu im Bereich darstellende Kunst von 33 Prozent, im Bereich Wort ist der Unterschied sogar noch größer. In der Berufsgruppe der unter 30-Jährigen ist bereits ein Gender Gap festzustellen: In der Bildenden Kunst sind das bereits 16 Prozent Unterschied. Dabei ist das eine Altersgruppe, in der anzunehmen ist, dass Faktoren wie Kindererziehung von untergeordneter Bedeutung sein sollte. Dass da bereits ein so krasser Unterschied ist, ist das Erschütterndste. Das ist ein Punkt, wo man ansetzen muss, dass die, die in den Markt starten, besser hineinkommen. An diesen Punkt muss man ran, da sind die Hochschulen gefordert, an dieser Stellschraube etwas zu verändern.

Cornelia Renz: Frau Lukoschat, wie beurteilen Sie den Erfolg der gesetzlichen Quote, den FidAR erreicht hat? Was liegt dem Erfolg zu Grunde und sind Sie mit den 30 Prozent zufrieden?

Helga Lukoschat: Danke für die Einladung, das ist spannend, hier ist eine tolle Atmosphäre. Welche Chancen haben Frauen in der Wirtschaft? Diese Frage begleitet uns seit 20 Jahren. FidAR hat eine tolle Öffentlichkeitsarbeit, und man kann vor den beiden Frauen an der Spitze nur den Hut ziehen. Das ist eine Single Issue Organisation, sie setzen fest an dem Punkt der Aufsichtsräte an. Für die großen Unternehmen gilt das Thema Aufsichtsräte, inspiriert durch Norwegen, wo eine Quote vom konservativen Wirtschaftsminister eingeführt wurde. Der Erfolg der Initiative liegt in dem Gesetz überhaupt, dass es parteiübergreifend war, dass auch die CDU und CSU zugestimmt haben. Die Umsetzung steht auf einem anderen Blatt. Die Aufsichtsräte sollen für eine Good Governance im Wirtschaftsbereich sorgen. Das Wirtschaften findet in den Unternehmen selbst, in den Vorständen statt. Da gibt es keine Quote, die betroffenen Unternehmen können sich selbst Ziele setzen. Diese Ziele sind bisher sehr bescheiden. Man darf aber die Wirkung des Gesetzes nicht über- und auch nicht unterschätzen. Damit sich Unternehmen verändern, braucht es eine Bereitschaft des Managements, eine starke Interessenvertretung. Wir zusammen, um die Unternehmen voran zu bringen, das wird dauern, einen solchen kulturellen Wandel voranzubringen. Was dem Prozess in die Hände spielt, ist der demografische Wandel. Dadurch wird spürbar, dass Frauen die Hälfte der Hochschulabsolventinnen sind, oft mit den besseren Examen, so dass sie nicht mehr ignoriert werden können. Hinzu kommen veränderte Vorstellungen von Familie und Beruf, die Elternzeit. Es bedarf schon noch einer Anstrengung, aber wenn wir dran bleiben, dann wird sich etwas tun. Toll, dass die Medien und die Kultur daran interessiert sind. Eine Quote kann sich in der Bildenden Kunst nicht durchsetzen, aber wichtig ist es, Öffentlichkeit zu schaffen, Bewusstsein zu schaffen, dass Sie sich starke Bündnispartner aus anderen gesellschaftlichen Bereichen suchen. Dann kann etwas passieren.

Cornelia Renz: Maria Mohr, Ihr fordert aus der Kultur eine Quote. Wir haben die Hälfte der Hochschulabgängerinnen, die genauso gut sind. Die „Aktion Q“, Diskussionen über Qualität und Quote, - was sind eure Erfahrungen mit der Akzeptanz einer Quote in der Kultur und wie begegnet ihr denen?

Maria Mohr: Die Qualitätsfragen haben wir gestellt, weil sie das Hauptargument gegen eine Quote sind, es geht doch um Qualität..., im Moment gibt es vielmehr eine Männerquote... Wenn die Zahl der Absolventinnen immer bei 42 Prozent ist und die Zahl der Realisierungen bei 10 oder 20 Prozent im Fernsehen, dann passiert etwas, was nicht mehr mit Qualität zu rechtfertigen ist. Was passiert in den Jahren nach dem Hochschulabschluss? Warum kann nach dem ersten Film kein zweiter mehr entstehen?

Das hat mit dem System zu tun, Reichweite, viel Geld heißt, mehrere Leute überzeugen zu müssen, einen langen Weg gehen. Und da muss es jemanden geben, der Vertrauen gibt. Und Stereotypen, dass Frauen weniger zugetraut wird, unterbewusste Sachen, die regelt man am besten mit Zwangsmaßnahmen. Alles, was gedacht werden kann, braucht in der Regel 200 Jahre bis es in der gesellschaftlichen Realität angekommen ist. Es braucht eine Weile, bis Gedachtes in der Realität angekommen ist, und deswegen braucht es die politischen Maßnahmen, und da ist die Quote das Einzige, was funktioniert.

Cornelia Renz: Auf eurer Webseite ist das so schön dargestellt, schön frech formuliert, ziemlich quer, das geht relativ massiv nach vorne...

Maria Mohr: Alle beschwerten sich, warum der deutsche Film so schlecht ist, wieso so wenige Oscars kommen, wieso so wenige deutsche Filme in Cannes vertreten sind, warum immer die Selben die Filme machen lassen? Und die Frauen, die hoch begabt sind, die sollte man einfach mal Filme machen lassen. Warum braucht Maren Ade doppelt so lange, für einen Film die Finanzierung zu finden, wie ein Christian Petzold?

Cornelia Renz: Liebe Uta Zech, der Equal Pay Day läge bei den Bildenden Künstlerinnen in Berlin am 27. April. Du bist Schauspielerin und hast in beiden Bereichen Erfahrung, in der Wirtschaft und in der Kunst. Wo siehst Du die Überschneidungen?

Uta Zech: Erst mal muss Bewusstsein geschaffen werden. Wie geschieht Bewusstsein? Durch solche Veranstaltungen, durch Studien. Denn wir brauchen Zahlen. In der Wirtschaft und in der Kunst ist es das gleiche, die Ursachen, Theorien, die Frauen sind selbst daran schuld, wählen falsche Berufe, sollen sie doch Ingenieur werden, usw. In der Kunst ist das noch extremer. Es gibt eine U-Bahn-Station in London, wo eine Stufe höher ist als die andere. Und die, die stolpern, denken, ich bin selbst dran Schuld. Aber eigentlich ist es eine strukturelle Frage. Das ist der Zwiespalt, in dem sich diese Frauenfrage, die keine Frauenfrage ist, bewegt. Es ist eine wirtschaftliche Notwendigkeit und des sozialen Friedens, dass Frauen und Männer gleich bezahlt werden, dass die so genannten Frauenberufe eine Aufwertung erhalten, sowohl monetär als auch in der Wertschätzung. In der Kunst ist alles komplizierter, in der Wirtschaft lassen sich eher Strukturen setzen, es gibt Signale, es wird aufmerksam gemacht, und nein, es sind nicht die Frauen, sondern die Wirtschaft, die gewinnt. Dabei geht es um eine andere Art von Partnerschaftlichkeit, wenn Frauen und Männer gleich verdienen. Dann kann man partnerschaftlich leben. Eine weitere Folge ist die Teilzeit. Diese Partnerschaftlichkeit ist ganz wichtig, weshalb der Equal Pay Day auch ein Motor für die Partnerschaftlichkeit ist. Auch für die Unternehmen, dass die Unternehmen auf die Männer zugehen und fragen, wann geht ihr endlich in Elternzeit, wann nehmt ihr euch das, was euch zusteht? Das sind Punkte, die in der Kunst verschärft werden durch die Privatwirtschaftlichkeit und die Unklarheit der Qualität, dass es keine objektiven Kriterien gibt, was gut und was schlecht ist. Der Bekanntheitsbonus, der Promibonus...

Cornelia Renz: Da schließt sich die Frage an Dich Heidi Sill an: Können wir und wie können wir in den Verband und in der Kunst vermitteln, dass eine gerechte Entlohnung eine Anerkennung für gleiche Leistung ist? Es geht um gerechte Entlohnung.

Heidi Sill: Auf den Schautafeln sieht man, dass es keine gerechte Entlohnung gibt, in den Hochschulen ist es noch relativ gerecht, die Kunstpreise sind auch noch ausgeglichen, aber nach dem Studium verdienen die Künstler mehr als die Künstlerinnen. Allgemein leben Künstler unter dem Existenzminimum, umso schlimmer noch ist die Situation für allein erziehende Künstlerinnen. Dazu gibt es noch keine Studien. Wenn der Mann auch Künstler ist, übernehmen zumeist die Frauen die Kindererziehung, weil der Mann zumeist besser im Geschäft ist. Und nach zehn Jahren, dann ist man 40, dann nimmt der Galerist einen nicht wieder auf. Wenn man bis dann keine große Ausstellung gehabt hat, dann überlegt der Galerist dreimal, ob er die wieder aufnimmt. In den Galerien werden immer noch mehr Männer vertreten: 25 Prozent Frauen und 75 Prozent Männer. Nur jedes dritte Kunstwerk, das Museen erwerben, kommt von einer Frau. Je höher die Kunstpreise dotiert sind, umso seltener erhalten Frauen einen Kunstpreis. Unter den ersten 100 des Kunstmarktes ist nur ein Viertel Frauen, unter den ersten 20 maximal 3. Das hält sich seit 20 Jahren so. Künstlerinnen sind gut ausgebildet, sie können aber nicht teilhaben an dem System, weil sie nicht reinkommen. Eigentlich ist es eine Selbstverständlichkeit, dass Frauen genauso in der gleichen Quote besetzt werden. Im Grundgesetz heißt es, die Kunst ist frei, damit einhergehend hat der Staat auch die Verpflichtung, dass alle Bürger teilnehmen können.

Cornelia Renz: Ich hatte ein erhellendes Gespräch mit einem Galeristen: Wenn er ein Werk einer Künstlerin von 10.000 Euro verkauft, erhält er einen Anteil von 5.000 Euro. Wenn er aber das Werk eines Künstlers für 20.000 Euro verkauft, bekommt er 10.000 Euro. Auch Museumsausstellungen tragen zur Wertsteigerung bei. Ich frage: Sollen staatlich gestützte Einrichtungen eine Vorreiterrolle für die Gleichberechtigung der Künstlerinnen übernehmen?

Gabriele Schulz: Generell sollen staatliche Institutionen eine Vorreiterrolle einnehmen. In den Museen haben die Gleichstellungsgesetze allmählich gegriffen, der Anteil der Kunstmuseen, die von Frauen geleitet werden, ist größer geworden. Das Instrument fruchtet. Sie fragen, was die Ausstellungen angeht? Zumindest eine Quote bei denen, die auswählen, bei den Kuratoren, sollte es sein. Damit mehr Frauen vertreten sind bei den Gremien, die entscheiden, dass Frauen einen anderen Blick haben. Beim Ausstellungsprogramm tue ich mich schwer, zu sagen, 50 Prozent der Ausstellungen müssen Werke von Künstlerinnen enthalten. Man könnte das auch ins Schauspiel übertragen und sagen, 50 Prozent der Stücke, die gespielt werden, müssen von Autorinnen sein. Da bin ich zögerlich. Eher denke ich, dass man ein Stufenmodell macht. Ich denke, wichtig ist, das Interesse und Bewusstsein innerhalb der Institutionen zu wecken: Euch entgeht etwas, wenn ihr nicht in Frauen investiert! Zum Beispiel der Westdeutsche Rundfunk (WDR): Als Fritz Pleitgen zurückkam, stellte er fest, dass nur wenig Frauen in Führungspositionen sind. Der WDR ist der einzige Sender, der seine höchsten Positionen genau geschlechtergerecht besetzt hat und auch sonst eine Politik gemacht hat, damit mehr Frauen präsent sind. Denn sonst verschenke ich das Potenzial: Ich habe toll ausgebildete Frauen, und wenn ich das nicht nutze, ist das doch blöd. An den ökonomischen Aspekt muss man denken, wenn man dieses Potenzial nicht ausnutzt, dann verschenke ich etwas.

Frage aus dem Publikum von Prof. Daniela Butsch: „Darf ich fragen, warum nicht eine Quote?“
...einen Gedanken in die Öffentlichkeit bringen, große Ausstellungen mehr von Künstlerinnen zeigen...

Uta Zech: Ich finde die Idee auch gut, jetzt gibt es keine Frauen im technischen Bereich, eine Quotierung würde Augen öffnen, ansonsten wähle ich den, den ich immer schon gezeigt habe...

Helga Lukoschat: Für alles im öffentlichen Förderbereich ist die Paritätsforderung absolut gerechtfertigt. Frauen zahlen ja auch Steuern. Im privaten Bereich ist das komplexer, kann man das nicht vorschreiben. Interessant ist der Kunstmarkt, denn er ist kein Markt wie jeder andere. Der Kunstmarkt ist von Machtbeziehungen durchzogen, von Deutungsmacht usw. Wie kommt man in Netzwerke und Deutungsmechanismen hinein? Die das am Ende bestimmen können. Ich verfolge das als FAZ-Leserin, die Artikel von Julia Voss. Warum hängen die Frauen nicht, wer bestimmt, dass das kein interessantes Bild ist? Frauen sollten diese Fragen stellen, auch Männer sollten diese Fragen stellen. Da sind Sie auch als Verband und als Einzelpersonen gefordert.

Gabriele Schulz: Das Beispiel Art Cologne zeigt, 30 Prozent Anteil Künstlerinnen auch ohne Quote. Da sieht man, dass offenbar ein Markt etwas wittert. Es waren einmal 18 Prozent, jetzt sind es 30 Prozent, das ist eine magische Grenze, die man durchbrechen muss. 30 Prozent ist eine schwierige Stufe, aber wenn diese Schallmauer geknackt ist, mit einem Drittel, dann geht es schneller voran.

Cornelia Renz: Dann fordern wir 30 Prozent für die Museen!

Heidi Sill: Ich tue mich schwer, in der Kunst eine Quote zu fordern. Geht es um zeitgenössische Kunst, mag das vielleicht noch gehen. Geht es aber um historische Kunst, wird das schwierig, weil in der Kunstgeschichte die Männer bevorzugt waren. Bei aktuellen Ausstellungen wäre es super, wenn die gleichberechtigt wären. Das auch in der freien Kunstszene zu fordern, fände ich schwierig.

Cornelia Renz: Wir steigen nun in die Diskussion ein.

Antje Blumenstein: Warum ich unbedingt denke, dass auch staatliche Ausstellungshäuser eine Quote mit 30 Prozent erreichen müssen. Dass ja der Marktwert eines Künstlers genau durch solche Ausstellungen bestimmt wird. Und dass dort auch Frauen die Chance haben, ihren Marktwert zu steigern, sonst wird sich nichts ändern.

Uta Zech: Marktwert ist das richtige Stichwort: Warum soll eine Frau nicht so viel verdienen? Da gibt es ähnliche Ketten, die müssen wir irgendwo unterbrechen, 30 Prozent zu fordern. In der Wirtschaft und in der Kunst ist das der gleiche Ansatz. Es geht auch um unsere eigenen Rollenbilder. Muse geht ja noch, aber Künstlerin? "Frau kann nicht Führungsposition!" Die Rollenbilder spuken immer noch rum, dagegen muss man etwas von außen setzen. Es sind immer Frauen gefunden worden.

Maria Mohr: Ich möchte zu Zahlen sagen, 30 Prozent in drei Jahren, die Chance würde bestehen, wenn die SPD es mal schafft, sich mit ihren Partnern bei Linken und Grünen durchringt, dann würde es klappen. Alle die journalistische Arbeit, das Gesetz ist in Arbeit, also 30 Prozent ist die magische Grenze, ab 30 Prozent, dann ordnet man die Menschen nicht mehr der Kategorie einer Minderheit zu. 42 % wird gefordert in fünf Jahren und 50 Prozent – was soll man anderes sonst fordern als 50 %?

Cornelia Renz: Man merkt den Widerspruch in der Kunstszene. Kampf zwischen Freiheit der Kunst, die ich achte, auf der anderen Seite, ok es gibt eine Quote. Momentan haben wir eine 80 Prozent-Quote der Männer in wichtigen Ausstellungen. Der Unterschied ist, wir haben die Quote und wir haben Rollenstereotype. Merkel sagte, bei dem letzten Treffen von Frauen in Führungspositionen, sie sprach über Teilzeit und unbewusste Stereotype bei der Personalwahl. Eins ist klar, je mehr Männer sich auch der Familie widmen, Elternzeit nehmen, dann weiß der Arbeitgeber nicht mehr, was ihn erwartet, dann ist es gleich, ob er eine Frau oder einen Mann einstellt.

Helga Lukoschat: Das eine machen und das andere tun! Das liegt so auf der Hand, dass das insgesamt der Gesellschaft gut tut. Ich spreche lieber von Parität. Wir haben eine Demokratie, und in Frankreich spricht man von Gleichberechtigung. Ich glaube, dass die Quote ein Vehikel ist. Wenn ein System in sich selbst kreist, kommt man aus dem System nicht raus. Es bedarf eines exogenen Schocks, damit sich etwas verändert, und dafür steht die Quote auch.

Maria Mohr: Merkel hat es vorgemacht, die Bundesregierung ist die einzige, die eine Quote hat. Merkel geht voran, ohne das als Quote zu bezeichnen, sie hat das einfach gemacht.

Cornelia Renz: Frage an Uta Zech, Equal Pay Day, ihr fordert: Über Geld spricht man? Setzt aber dahinter ein Fragezeichen. Wir Künstler sind sehr vorsichtig, über Geld zu sprechen, denn was nichts kostet, ist auch nichts wert, und wer sich nicht verkauft, ist nicht gut. Gilt das für die Wirtschaft und Kultur gleichermaßen? Was ist das mit dem leidigen Geld?

Uta Zech: Das ist das Gleiche in der Wirtschaft, über Geld spricht man nicht, weil sonst mein Eigenwert sinkt, das Selbstwertgefühl beeinflusst, was sich dahinter verbirgt. Erste Fachtagung für Equal Pay Day, was hat das mit dem Tabu auf sich? Wie behandle ich mein Entgelt, wie viel bekomme ich zum Schluss als Lohn? Das im Unterricht zu behandeln, ist wichtig. Mit dieser Bezahlung werden noch oft andere Sachen vermittelt. Ich bezahle mehr und dafür bist du mit mir solidarisch. Im künstlerischen Bereich ist der Qualitätsfaktor besonders interessant. In der Wirtschaft ist es leichter Kriterien und Faktoren zu benennen. Wenn der soviel bekommt, und auch umgekehrt, dann könnten das auch Männer sagen. In der Kunst ist das schwierig, es gibt einen Promifaktor, schwarze Listen, der ist bekannt im Geschäft und schon verdient der für die gleiche Leistung das Dreis bis Fünffache. Das wäre toll, diese Kriterien offen zu legen, aber das macht natürlich niemand. Die Forderung nach Transparenz ist wichtig, dann kann ich vergleichen. Es ist schwer, das umzusetzen, das Unterbewusste spielt eine große Rolle. Aber wir können alle anfangen, faire Löhne zu bezahlen. Ich habe Dagmar Bauer interviewt, bin hier auf einer Frauenveranstaltung, dieser Film ist Frauenaffin, und schon geht es. Es hat sich etwas gewandelt, es gibt einen Markt, eine Nachfrage, und an dieser Nachfrage können wir alle schrauben, wenn wir sagen, wir sind verantwortlich, dass sich etwas ändert, dass sich die Nachfrage beispielsweise nach Filmen von Frauen ändert.

Cornelia Renz: Letzte Frage an alle: Welche Strategien können greifen? Wie lassen sich Strategien der Privatwirtschaft anwenden? Die Frage vorneweg ist die, dass wir das Podium nach der Studie machen, dass Monika Grütters einen Runden Tisch vorschlug, nach FidAR-Kampagnen auf Women on Board, Frauen in Führungspositionen, ins Kanzleramt einlud, die Einführung des Lohntransparenzgesetzes. Das alles zeigt, wie wichtig die Zahlen als Grundlage für politische Forderungen sind. Bisher haben wir zu wenig Zahlen, etwa zum Verband der Alleinerziehenden: Sie haben keine Zahlen zur Situation von Künstlerinnen als Alleinerziehende. Wie ist Ihre Einschätzung der Wichtigkeit von Zahlen?

Gabriele Schulz: Ja, Zahlen sind wichtig, aber nicht allein. Das Umfeld muss stimmen. Wir haben auch schon Zahlen von der Künstlersozialkasse, Zahlen von Studierenden, geschlechtsspezifische Zahlen, die Angaben von Pro Quote Regie waren eine super Vorlage. Ende der 1990er Jahre war eine ähnliche Initiative aus dem Kreis der Feministinnen, da war ein Umfeld, wo Zahlen auf einen fruchtbaren Boden fielen. Zahlen als solche nützen nicht so viel, es muss auch das Umfeld stimmen, dass die Zahlen gut aufgenommen werden. 2002 gab es eine Studie, Komponistinnen, aber der Boden war nicht fruchtbar. Jetzt ist er es. Zahlen als solche sind sinnvoll, aber nicht durch die Zahlen als solche kann man politisch etwas bewegen.

Helga Lukoschat: Ich kann mich nur anschließen, FidAR ist eine gute Arbeit, es gab Medienpartnerschaften, das Managermagazin hat Beispiele gebracht, es gab eine Kontroverse, und Gegenwind tut gut. Noch ein zweiter Punkt: FidAR sind nicht die üblichen Verdächtigen, viele Frauen und Männer aus der CDU und CSU wurden angesprochen, da gibt es auch Vernünftige, Menschen aus unterschiedlichen Bereichen. Ja, wir sprechen uns für Quoten aus. Man schafft das Umfeld und da kann auch für Ihren Bereich viel erreicht werden.

Maria Mohr: Wer kriegt welche Förderung in welcher Höhe? Da kam etwas zusammen, gewisser Unmut, Studien zu den Frauenbildern, die immer rückschrittlicher werden, das Spielzeug ist wieder rosa und hellblau. Das Terrain war bereitet, FidAR, das war alles gleichzeitig, hatten die Grünen 2014 schon eine Quote vorbereitet, das lief alles so parallel. Ich finde diesen Abend so wichtig, branchenübergreifend, dass wir gesellschaftsprägend sein können, in der Vernetzung mit den anderen Bereichen. Zahlen, klar, nur gemeinsam mit Qualitätsdebatten, dann schlagen wir zurück, auch mit Humor. Klar, Quote ist nicht sexy, aber die Realität ist auch nicht sexy.

Uta Zech: Wichtig ist, was mit den Zahlen passiert, das muss an die Öffentlichkeit, zum Beispiel die 21 Prozent unbereinigte Lohnlücke, 8 Prozent bereinigte Lohnlücke. Es ist nur der erste Schritt, das andere ist wichtiger, dass man sich verbündet, Vereins-, Partei-, Religions- und Geschlechterübergreifend arbeitet, zu einem gemeinsamen Ziel macht, nur dann kann es erfolgreich sein.

Gabriele Schulz: 2009 hatte sich Frau Lazar krumm gelegt, mehrere Anträge eingebracht, so zäh war das, hat kaum etwas befruchtet. Im Moment ist ein gutes Umfeld, der Boden ist bereitet, auf dem muss man weiter gehen. Vor 3 Wochen gab es zum Thema im Bundestag eine Initiative, fraktionsübergreifend, Frau Boden-Kranich, dafür muss man Überzeugungsarbeit leisten und in allen Fraktionen Verbündete suchen.

Heidi Sill: In der Politik braucht es Zahlen, um Verbündete zu bekommen. Wettbewerbe in Politik, Verteilung von Geldern, wie passt es in welchen Zusammenhang? Eine Quote oder Gleichstellung in Institutionen, in Museen, in kommunalen Galerien, das finde ich wichtig. Wenn es aber auch bei Ankäufen, bei Jurys um Gleichstellung geht, dann kann das auch Auswirkungen haben auf den Markt. (...) Ich muss auch als Künstler bestimmte Forderungen haben und darf mir nicht alles gefallen lassen. Ich muss auch selbst zeigen, dass ich mich nicht ausbeuten lasse.

Cornelia Renz: Ich würde gerne die Diskussion öffnen. Gibt es ein Primat der Politik? Wie lassen sich Normen in der Wirtschaft verändern? Fragen, die ich gerne auch ins Publikum gebe.

Hannah Kruse: Ich möchte über das Goldtausch-Programm der Künstlerinnenförderung sprechen. Wir machen mit Goldtausch ein Professionalisierungsstipendium für Künstlerinnen. Es geht darum, ein gutes Netzwerk zu haben, durchaus Frauen empfehlen zu können und sich von Frauen empfehlen zu lassen. Vorher war die Frage der Quotierung der Zuwendung, nicht nur von Jurys, sondern auch Zuwendungen, die an Häuser gehen. Ich habe das in England erlebt, dass über Jahreszyklen ein bestimmtes Segment der Gesellschaft abgebildet wurde. Das bezieht sich nicht auf einzelne Ausstellungen, das können wir durchaus fordern. Zahlen sind wichtig. Ich bin mit 30 Prozent nicht zufrieden, wenn es eigentlich 50 Prozent sind, und an den Kunsthochschulen sind 60 Prozent der Studenten Frauen, das sollte sich auch in der Ausstellungspolitik widerspiegeln.

Frage Publikum - Mann: Ich möchte danken, das waren einige Änderungen, dass sie alle von oben gedacht sind, von Galerien, vom Kunstmarkt, Beispiele mit Migrationshintergrund, und da frage ich mich, wenn man das von unten betrachtet, mit Menschen, die sich nicht zugehörig fühlen zu einer Gruppierung, welche Institution, die nur Frauen unterstützt, ob man so richtig bereit ist, für die Galerie zu bewerben? Was passiert mit Menschen, ich bin Frau, aber nicht Frau, nicht um die Quote auszunutzen, weil ich einen Hintergrund habe, den ich nicht ausnutzen möchte. Was passiert von unten?

Cornelia Renz: Es ist die Frage, ob man diese Trennung unterstützen möchte, wenn ich mich als Frau für Frauenförderung bewerbe, dann unterstütze ich die Trennung. Das ist eine Diskussion, die wird vehement geführt. Ich glaube, auch die Frage danach, von oben nach unten geführt, ja, es wird von oben nach unten geführt, und wir als Vorstand des bbk Berlin sind verpflichtet das zu tun, was die Mitglieder sagen. Ich glaube, wenn man etwas ändern will, die Idee einer Gruppe sehr lebendig ist, da sehe ich die Verbände mit der größeren Schlagkraft.

Heidi Sill: Das ist eine komplizierte Frage, es betrifft verschiedene Dinge. Ich hatte ja schon gesagt, es muss von unten aus passieren, dann spricht es an. Wir haben Einfluss darauf, was für Ausschreibungen es gibt. Es liegt an den Künstlern selbst, man muss sich immer selbst entscheiden, wo will ich mich bewerben und mitmachen, und damit setze ich selbst ein Statement.

Helga Lukoschat: Das Bewusstsein schaffen muss sich koppeln mit der Vorstellung, unterschiedliche Sichtweisen einbeziehen zu können. Die Parität ist so gut, weil sie Frauen und Männer in ihrer Vielfalt bezeichnet, das hat eine größere politische Strahlkraft.

Frage Publikum: Ich wollte auf das Thema Parität in Museen zurückkommen. Es gibt ja die Wechselwirkung von Museum und Kunstmarkt. Wer im Museum ausstellt hat bessere Marktchancen, ist erfolgreich in Galerien und dann kommt er im zeitgenössischen Bereich besser in die großen Museen hinein, wie der Galerist sagt. Das Museum zeigt lieber bekannte Männer. Aber wenn Künstlerinnen in Museen ausgestellt werden, dann haben wir mehr Publikum, wirtschaftliche Effekte sind daran gekoppelt, wenn wir die Quote fordern, dass von der Kulturförderung die Museen besser unterstützt werden, um die Möglichkeit zu schaffen, etwas zu verändern.

Frage Publikum, Astrid Hollmann, FidAR-Mitglied: Wir haben untersucht, wie die Quote umgesetzt wird. Eine Quote ist lediglich eine Regel, die etwas festlegt, was nicht allein funktioniert. Menschen sind nicht vernünftig, das wissen wir seit der Einführung des Sicherheitsgurtes. Wir sind in Unternehmen rein gegangen. Die Quote erzeugt eine Notwendigkeit, für Menschen, die sich nicht trauen, es gab helle Aufregung in der Wirtschaft. Ich kann nur allen Künstlern empfehlen, eine Quote zu fordern. Es funktioniert in der Wirtschaft, und es wird in der Kultur auch funktionieren. Es ist ja nicht so, dass keine Künstlerinnen da sind.

Uta Zech: Ich kann das nur unterstützen. Es sind genügend Frauen da, und die werden nicht gesehen. Es gab sie so nicht zu sehen, aber sie waren da.

Maria Mohr: Ich möchte Werbung machen für eine Filmreihe „Aufbruch der Autorinnen“, zu Regisseurinnen der 1960er Jahre, die es gab, aber die kaum jemand kennt. Es geht hier um Sichtbarmachung.

Frage Publikum: Ich würde gerne über eine Studie von 2013 berichten: Abstrakte Gemälde wurden Galeristen angeboten, die einen fiktiven weiblichen und männlichen Namen hatten. Die Galeristen wurden um ihre Einschätzung der Gewinnerzielung gebeten. Die Gemälde mit Frauennamen wurden mit einem Drittel weniger Gewinnerwartung ausgesprochen. Das ist die Situation, mit der wir konfrontiert sind. Und deshalb bleibt die einzige Möglichkeit, überall die Quote zu fordern, da wo öffentliche Gelder im Spiel sind. Und wenn Frauen auf diesem Feld sichtbar sind, dann wird es eine Dynamik geben, dass Frauen auch auf anderen Feldern besser sichtbar sind.

Cornelia Renz: Das ist doch ein schönes Wort zum Schluss, mehr Quote zu fordern!

Schluss 21.00 Uhr